



dot:  
books

JUDITH  
NICOLAI

*Das Herz  
der  
Schnee-  
tänzerin*

ROMAN

auszusetzen hatte, wischte ich mir erleichtert die schweißnasse Stirn.

Da die Kantine erst um vier Uhr wieder öffnen würde, ließ er mich in der Küche eine riesige Wanne mit grünen Bohnen für den nächsten Tag putzen und schnippeln. Während ich in meiner Ecke vor mich hin arbeitete, hörte ich mit einem Ohr den gebellten Anweisungen des Kochs zu, die vom Klappern des Geschirrs und der leisen Unterhaltung der Küchenhilfen begleitet wurden.

Als die große Uhr über der Spüle gerade auf halb vier gesprungen war, ging die Küchentür auf, und eine junge Frau, vielleicht ein, zwei Jahre älter als ich, kam mit schnellen Schritten in den Raum. Da ich von der offenen Tür verdeckt wurde, sah sie mich nicht sofort, sodass ich sie ohne Hemmungen beobachten konnte. Sie war noch ein Stückchen größer als ich und schien nur aus Knien und Ellbogen zu bestehen, so dünn war sie. Ihr rotblondes Haar hatte sie zu einer Olympiarolle frisiert, auf der Himmelfahrtsnase saß eine Hornbrille. Alles in allem erinnerte sie mich stark an ein neugeborenes Fohlen, das auf langen, staksigen Beinen über die Weide tollt.

»Tagchen, alle miteinander! Gott, was für eine Hitze da draußen, die Jungs werden mir heute Abend den Eistee aus den Händen reißen!«

Als sie ihre Schürze vom Haken nehmen wollte und mich in meiner Ecke bemerkte, klatschte sie erfreut in die Hände. »Endlich Verstärkung! Die letzten paar Schichten musste ich hier alleine schieben, weil meine Kollegin ins Offizierskasino versetzt worden ist, die Glückliche.« Über die ganze Breite ihres Gesichts lächelnd, schüttelte sie mir, mitsamt der Bohne, die ich nicht schnell genug hatte weglegen können, die Hand. Als sie ihren Mund beim Sprechen öffnete, sah ich eine kleine Lücke zwischen den Schneidezähnen. »Sehr erfreut, dich kennenzulernen! Ich darf doch du sagen, oder? Ich heiße übrigens Gisela, aber bitte nenn mich Gisi.«

Das alles sprudelte sie binnen Sekunden hervor, während sie mir immer noch heftig die Hand schüttelte. Ihre Augen glänzten hinter den Brillengläsern wie große Murmeln. Ich musste ein Lachen unterdrücken und berichtigte meinen ersten Eindruck: Mehr noch als einem Fohlen glich Gisi einem jungen Hund, einem von der großen Sorte, der einen schwanzwedelnd zum Spielen auffordert.

»Freut mich auch, Gisi. Ich heiße Anna.«

Gisi band ihre Schürzenbänder im Rücken fest. »Jetzt leg mal die Bohnen weg, wir haben noch viel zu tun.«

Gehorsam stellte ich die Bohnen wieder in den Eisschrank und sah sie erwartungsvoll an.

»Um vier öffnet die Kantine wieder, und von fünf bis acht gibt es Dinner. Vorher nur Getränke. Wir müssen also pünktlich mit Tee und Kaffee parat stehen.« Während sie erklärte, füllte sie einen großen Topf mit Wasser und bedeutete mir, es ihr gleichzutun. Dann öffnete Gisi eine Schranktür, hinter der Packungen mit Tee sowie Büchse um Büchse echten Bohnenkaffees wie große Goldbarren nebeneinander im Regal standen. Ein leichter Duft nach Kaffee entströmte dem Schrank, und ich musste mich beherrschen, um nicht liebevoll mit den Fingerspitzen über die Dosen zu streicheln. Ich hängte Teebeutel in die riesigen Kannen, während Gisi Kaffeepulver in Filtertüten löffelte. Unterdessen füllten die Küchenhilfen Körbe mit hellen Brötchen und frisch aufgeschnittenem Brot und legten

Wurst- und Käsescheiben auf große Platten. Schüsseln mit Krautsalat und Essiggürkchen standen auf der Anrichte und warteten darauf, in den Speisesaal getragen zu werden. Meine Augen wurden vermutlich ähnlich groß wie die von Gisi hinter ihrer Brille, als ich Zeuge dieses Überflusses wurde.

»Wir dürfen nachher die Reste essen«, erklärte mir Gisi, Vorfreude in der Stimme. »Das ist einer der Vorteile dieses Jobs.«

Nur widerwillig riss ich meinen Blick von den Köstlichkeiten los und schluckte die Spucke hinunter, die sich in meinem Mund gesammelt hatte.

Das Wasser kochte, und wir brühten die ersten Getränke auf. Ein köstlicher Duft schwebte durch die Küche, und ich blähte verzückt die Nasenflügel, fast trunken vom lange vermissten Aroma frischen Kaffees.

»Und Kaffee? Dürfen wir später auch eine Tasse Kaffee haben?«, fragte ich schwach.

Gisi grinste, dass ihre Zahnlücke blitzte, und nickte. »Mhm. Zum Frühstück gibt es auch heiße Schokolade.«

Ich seufzte vor Wonne, was Gisi wieder zum Lachen brachte. Wir beide würden gut miteinander auskommen.

Wir setzten noch einmal Wasser auf, füllten Orangensaft in Krüge und holten Kannen mit Eistee aus dem Kühlschrank. Nachdem Gisi einen prüfenden Blick auf den Speisesaal geworfen hatte, ordnete sie noch einmal ihre Frisur und klopfte mir aufmunternd auf die Schulter. Ich schien genauso bange auszusehen wie ich mich fühlte.

»Kein Grund zur Sorge«, murmelte sie. »Sei einfach freundlich, aber lass dir nichts von ihnen gefallen.«

Wenig später stürmten die ersten Männer hungrig, durstig und verschwitzt die Kantine und reihten sich in eine unordentliche Schlange vor der Theke. Das Geräusch von klapperndem Besteck und das Scharren der Stühle, die vom Tisch weggezogen wurden, mischten sich mit dem Durcheinander tiefer und hellerer Stimmen, die mit ihrer leicht näselnden Melodie auf mich wirkten wie der Gesang großer, exotischer Vögel.

Sobald die ersten Amerikaner mit ihren Tablett am Tisch saßen, griff Gisi mit der einen Hand die Kaffeekanne, mit der anderen einen Krug mit Eistee. Beeindruckt starrte ich auf ihre dünnen Handgelenke, die wider Erwarten unter dieser Last nicht abbrachen wie trockene Stöckchen.

Sie nickte mir aufmunternd zu. »Nimm den Tee und den Orangensaft und frag sie einfach, ob sie etwas trinken möchten.« Mit diesen Worten verließ Gisi mich und ging auf die Soldaten am ersten Tisch zu. Die Amerikaner schienen sie zu mögen, überall wurde sie freudig begrüßt.

Ein Mann, der an einem der hinteren Tische saß, winkte ihr zu und rief: »Come on, Gisi-Darling, ich verdurste gleich.«

»Ihr Durst wird nicht größer sein als der von den anderen. Setzen Sie sich brav hin, bis Sie an der Reihe sind«, antwortete Gisi streng. »Ich kann ja nun nicht zaubern.«

Ihre Antwort wurde mit gutmütigem Gelächter quittiert. Ermutigt griff ich mit jeder Hand eine Kanne und näherte mich dem ersten Tisch. Ich trat auf das Grüppchen zu, das dort saß, und schaffte es, beinahe ohne mich zu verhaspeln, den Satz aufzusagen, den ich noch beim Frühstück mit Heidrun geübt hatte.

»Guten Abend. Darf ich Ihnen Tee oder Saft einschenken?«

Es war zwar mitten am Nachmittag, und die Sonne schien hell durch die offenen Fenster, aber das störte mich im Moment wenig. Ich konzentrierte mich ganz darauf, einem der Männer, der mir seine Tasse hinhielt, ohne zu patzen Tee einzuschenken. Tatsächlich gelang es mir, nur gegen Ende landeten ein paar Tröpfchen auf der Untertasse. Darüber sah ich jedoch großzügig hinweg und wandte mich, beflügelt von meinem Erfolg, der nächsten Runde zu. Ich sagte mein Sprüchlein auf, das mir bereits etwas flüssiger über die Lippen ging, und schenkte Orangensaft aus.

Der Älteste der Gruppe, er hatte ein freundliches, zerfurchtes Gesicht, sprach mich an. »Bist neu hier, Mädchen, nicht? Wie heißt du denn?«

Die Aufmerksamkeit der Männer machte mich verlegen, ich hielt meinen Blick konzentriert auf den Krug gesenkt, als ich ihm antwortete. »Ja, das ist mein erster Tag. Ich heiße Anna.«

»Hallo, Anna.« Er sprach meinen Namen englisch aus. »Keine Angst, wir beißen nicht.«

Ein unverschämt gutaussehender Soldat, braun gebrannt und mit von der Sonne gebleichten Haaren, grinste. »Da sprichst du aber nur für dich, Ernie, nicht für uns andere.«

Als ich mich über den Tisch beugte, um ihm Saft einzuschenken, warf er einen interessierten Blick in meinen Ausschnitt. Hastig richtete ich mich auf, stellte den Krug auf den Tisch und zog mit einem Ruck den Rücken meiner Bluse nach unten. Das Blut schoss mir in den Kopf. Plötzlich stand Gisi neben mir, räusperte sich laut und schnalzte missbilligend mit der Zunge. Der unverschämte Kerl hob in einer Geste der Kapitulation die Hände und grinste unschuldig. Ich rang mir ein dünnes Lächeln ab und stakste steifbeinig davon, die belustigten Blicke der Männer im Rücken.

Um acht war das Dinner beendet, dennoch herrschte nach wie vor ein reges Kommen und Gehen. Manche blieben nach dem Essen einfach noch ein bisschen sitzen, andere schauten auf dem Weg zur Nachtschicht vorbei, um einen Kaffee zu trinken, oder verbrachten den Abend hier, weil sie keine Lust hatten, in den Club in der Innenstadt zu gehen. In der Ecke stand eine Musiktruhe, die, wann immer sie jemand mit ein bisschen Kleingeld fütterte, amerikanische Schlager spielte, die ich nicht kannte.

Wir kamen erst nach zehn dazu, uns in die Küche zu setzen und selbst etwas zu essen. Gierig schaufelten wir kalte Würstchen, zähes Rührei und angetrocknete Brotscheiben auf unsere Teller und aßen mit Heißhunger. Nachdem wir die blitzblank geleerten Teller mit Brotstückchen sauber gewischt hatten, schenkte Gisi uns eine Tasse Bohnenkaffee ein. Den ersten Schluck schlürfte ich mit geschlossenen Augen.

Gisi sah mir lächelnd zu. »Ja, das ist schon was, so 'ne Tasse richtiger Kaffee, nicht?«

Ich nickte zufrieden und streckte die müden Beine von mir.

Um elf machte die Kantine zu. Wir rieben noch einmal die Tische sauber, wischten den Boden und löschten die Lichter. Dann spülten wir das restliche Geschirr. Gisi nahm ihre Handtasche von einem der Haken hinter der Tür und holte ein sorgfältig zusammengelegtes Stück Butterbrotpapier hervor. Darin wickelte sie einige der Würstchen ein, die noch auf der Servierplatte lagen, und steckte das Päckchen in die Handtasche.

»Es ist strengstens verboten, Lebensmittel aus den Beständen der US-Army für den

Privatgebrauch zu entnehmen«, deklamierte sie mit dramatischer Stimme und ließ den Würstchen zwei Brötchen folgen. »Das heißt, du darfst dich nicht dabei erwischen lassen, wenn du's tust«, fügte sie in normalem Tonfall hinzu. »Außerdem müssen wir die Reste sowieso wegwerfen, also ist es auch kein richtiger Diebstahl.«

Da ich weder Einwickelpapier noch eine Handtasche dabei hatte, genau genommen noch nicht einmal eine besaß, begnügte ich mich für dieses Mal damit, ein paar Scheiben Brot in eine Papierserviette zu wickeln und in meine Bluse zu stopfen. Dies trug mir einen anerkennenden Blick von Gisi ein.

Als die Küche aufgeräumt war, löschten wir das Licht und meldeten uns beim wachhabenden Soldaten an der Pforte ab. Ich verabschiedete mich von Gisi und schob gähmend mein Rad, das ich zu meiner Erleichterung an seinem Platz vorgefunden hatte, auf die Straße. Mit vor Müdigkeit und vom Zigarettenqualm brennenden Augen fuhr ich durch die nur vom Mond beschienenen Straßen. Meine Füße schmerzten, und das ungewohnt reichliche Essen lag mir schwer im Magen, aber alles in allem war dieser Job nicht übel und Gisi eine nette Kollegin.

Nach dem langen Tag in der stickigen, verräucherten Kantine, in der die Luft vor Lärm, Stimmen und Musik förmlich vibriert hatte, war die milde Sommernacht wie Balsam auf meinem erhitzten Gesicht. Die Stille, nur unterbrochen vom Geräusch eines in der Ferne fahrenden Autos, drückte mir aufs Trommelfell. Vorsichtig bahnte ich mir meinen Weg durch die schlafende Stadt.

Als vor mir zwei grelle Scheinwerfer die Dunkelheit durchschnitten, fiel ich vor Schreck fast vom Fahrrad. Ein Auto hielt mit quietschenden Reifen, Fahrer- und Beifahrertür öffneten sich, zwei Männer sprangen heraus und kamen auf mich zu. Als das Licht der Scheinwerfer auf sie fiel, konnte ich sehen, dass sie das schwarzweiße Abzeichen der Militärpolizei am Ärmel trugen und einer der beiden eine Waffe auf mich richtete. Ich ließ das Fahrrad auf die Straße fallen und riss die Arme hoch.

»Militärpolizei, bleiben Sie ruhig stehen«, dröhnte eine Stimme. Der Strahl einer Taschenlampe traf mich. Geblendet schloss ich die Augen.

Die Lampe wurde gesenkt. »Wen haben wir denn da? Haben Sie noch nie etwas von der Sperrstunde gehört?«

Ich schüttelte stumm den Kopf und starrte mit einer Mischung aus Entsetzen und Faszination auf den Lauf der Waffe, die immer noch auf meinen Bauch gerichtet war. An die nächtliche Ausgangssperre hatte ich wirklich nicht gedacht.

Der Militärpolizist, der mich angesprochen hatte, kam einen Schritt auf mich zu, während er dem anderen ein Zeichen gab, die Waffe sinken zu lassen.

»Und was tun Sie mitten in der Nacht hier draußen, wenn Sie schon nicht wissen, dass das verboten ist?«

Ich schluckte. »Ich habe gearbeitet«, erwiderte ich eingeschüchtert. »In der Kaserne. Kantine.«

»Aha.« Der Mann klang nicht sehr überzeugt. »Dann müssten Sie aber eine Sondergenehmigung haben. Haben Sie die?«

Wieder schüttelte ich den Kopf.

Der zweite Soldat trat neben mich, griff nach einer Strähne meines Haars und

schnupperte daran. Er verzog das Gesicht. »Sie stinkt zumindest genauso wie der Fraß, den sie uns dort vorsetzen. Soll ich sie filzen?«

Der Militärpolizist mit der Taschenlampe schüttelte unwillig den Kopf. »Nimm deine Finger von ihr und such dir endlich eine Freundin. Und Sie«, er leuchtete mir wieder mit der Taschenlampe ins Gesicht. »Sie besorgen sich schnellstens die vorgeschriebenen Papiere. Sonst nehmen wir Sie das nächste Mal mit. Und jetzt fahren Sie nach Hause.«

Ich nickte und bückte mich hastig nach meinem Fahrrad. Nachdem die beiden in ihren Jeep gestiegen und davongefahren waren, stieg ich mit zitternden Beinen auf und fuhr los, meine Müdigkeit war plötzlich wie weggeblasen.

Sechs Tage die Woche hatte ich Dienst in der Kantine, entweder von morgens um sechs bis um drei oder von halb vier bis Mitternacht. Die Frauen, die dort arbeiteten, waren alle nett, doch am liebsten mochte ich Gisi. Auch der zweite Koch, Corporal Murphy, war umgänglicher als der bärbeißige Sergeant Shriver. Er stellte uns ab und zu ein Schüsselchen mit Nachtisch hin und sah geflissentlich darüber hinweg, wenn die Essensreste statt in der Mülltonne in unseren Taschen landeten. Käthe hatte mir ihre alte Handtasche vermacht, ein altmodisches Modell aus steifem, weißem Lackleder, das aber immerhin viel Stauraum aufzuweisen hatte.

Die Arbeit lenkte mich ein bisschen von meiner Sorge um Adam und Helene ab, von denen nach wie vor jede Spur fehlte, dennoch nagte die Angst um beide an mir wie ein Loch im Zahn. Mit jeder Gefallenenliste, jeder Zeitung, die voll von Todesanzeigen war, wurde mir mit Schrecken klar, wie groß die Menge des Menschenfutters gewesen war, die gerade in den letzten Kriegswochen und -monaten dem Wahnsinn zum Fraß vorgeworfen worden war. Allein an der Ostfront war eine unvorstellbare Zahl von Männern zu Tode gekommen und vermutlich fast ebenso viele in russischer Kriegsgefangenschaft. Niemand wusste Genaueres. Doch ich klammerte mich weiterhin an den dünnen Strohalm der Hoffnung und öffnete jeden Tag mit wild pochendem Herzen den Briefkasten. Nach nichts sehnte ich mich mehr, als eine Postkarte aus dünnem, braunem Karton mit dem Aufdruck des Internationalen Roten Kreuzes darin zu finden, wie die Kriegsgefangenen sie manchmal verschicken durften. Und nicht nur mir ging es so. Wie ich bangten in ganz Deutschland unzählige Frauen um ihre Ehemänner, Liebsten und Söhne.